Reinhard Gnielka
Man lebt nur einmal !

Inhalt

	Seite
Der erste Schritt	2
Mittelamerika und Mexiko	8
Die neue Wahlheimat	35
Schiffskauf	61
Erste Atlantiküberquerung	92
Europa und Werftaufenthalt	138
Zweite Atlantiküberquerung	188
Karibik	192
Kolumbien, Panama, Ecuador	224
Die Südsee	286

Das Leben in unserer Heimatstadt Lübeck hatte uns bislang alles gegeben, was man sich als normaler Erdenbürger wünschen kann:
Gesundheit, zwei sich prächtig entwickelnde, gesunde Kinder, ein Haus im Grünen, sowie eine berufliche Selbständigkeit, die zwar Probleme mit sich brachte, aber doch befriedigte.
Wir, Maren und Reinhard Gnielka (Baujahr 1956 und 1952) waren aber trotzdem mit unserem Lebensverlauf nicht ganz zufrieden. Alle Sicherheit und Zufriedenheit, die uns in Deutschland so lange festgehalten hatte, konnte eines nicht aufwiegen:
Unser Fernweh!
Im Jahre 1995 wurden wir 39 und 43 Jahre alt, stellten uns die Frage des weiteren Lebensablaufes und kamen zu einer weitreichenden und folgenschweren Entscheidung:
Wir wollen uns die Welt anschauen und das gewohnte Leben in den eingefahrenen Bahnen verlassen.
Was machen wir aber mit den, schon als selbstverständlich erachteten Absicherungen wie Rente, Krankenversicherung, sprich: unserer abgesicherten Zukunft in einer geregelten

Gesellschaft mit ihrem so vertrauten Schubladendenken?
Aufgeben? Umdenken?
Ja !!!
Einen Neuanfang ohne Risiko gibt es nicht!
Wir waren beide bereit, dieses Risiko bewußt einzugehen und dafür ein neues, unbekanntes, wie hoffentlich auch interessantes Leben irgendwo in den warmen Tropenregionen einzutauschen.
Probehalber machten wir einen längeren Urlaub, der uns neben Barbados auch nach Tobago führte. Besonders hier, auf der damals noch in den Anfangen des Tourismus steckenden karibischen Insel, war uns eines klar:
Die Tropen hatten wir geplant - die Tropen sollten es auch werden.
Zuerst mußten wir aber an die Zukunft unserer Kinder denken, die noch in ihrer jeweiligen Berufsausbildung steckten, aber von Kindesbeinen an zu selbständig handelnden und denkenden Menschen erzogen wurden. Nach hinlänglichen Maßstäben verlassen die Kinder ihre Eltern, um ein eigenständiges Leben zu führen. Wir planten das genaue

Gegenteil.
Fast überall stieß unsere Idee auf Ablehnung. Selbst der eigene Familienkreis konnte solch eine Entscheidung für sich nicht nachvollziehen oder vorstellen.

„Wie können Eltern ihre Kinder verlassen und auch noch so weit fortziehen.“, war der allgemeine Tenor
Nur bei unseren Kindern, die beide inzwischen volljährig waren, erfuhren wir die größte Unterstützung und das Verständnis für die, noch ziemlich unausgegorenen Zukunftspläne. Dies gab uns Sicherheit und Selbstvertrauen in unserer Entscheidung. Heutzutage, in einer Zeit der schnellen Flüge und der hochentwickelten Kommunikationstechnik, ist eine räumliche Trennung unserer Meinung nach anders zu bewerten, als noch vor fünfzig Jahren. Im Fall einer Notlage der Kinder, oder überwindbarer Probleme, konnten wir jederzeit, binnen zwei Tagen zurück in Deutschland sein.
Im November 1995 war es dann soweit.
Unsere neue Wahlheimat sollte Costa Rica heißen.
Beide Kinder saßen inzwischen fest im Sattel, das Haus und die Firma waren verkauft, der Container, mit den, als

unverzichtbar erscheinenden Sachen, war gepackt und die One-Way-Tickets nach San José hatten wir in der Tasche.
An einem, für Norddeutschland so typischen, regnerischen Novembermorgen, standen wir auf dem Hamburger Flughafen um den Flug nach San José anzutreten. Den Abschied von unseren Kindern und den anderen Familienmitgliedern hatten wir so kurz wie möglich gestaltet, um den doch vorhandenen Abschiedsschmerz klein zu halten. Die Dame der KLM hatte beim Einchecken aber noch eine kleine Überraschung für uns.

„So, nur mit einem One-Way-Ticket können wir sie nicht mit nach Costa Rica nehmen. Die Einreisebestimmungen schreiben ein Weiter-oder Rückflugticket vor und daran müssen wir uns halten. Was die Leute ihnen im Reisebüro verkauft haben, geht uns leider nichts an."
Da standen wir nun kurz vor dem Abflug, der schon jetzt in Frage stand.

„Können sie den Weiterflug nach Managua in Nicaragua sofort bezahlen?", fragte die nette Frau der KLM.
Natürlich konnten wir und so wurden kurzerhand zwei voll erstattungsfähige Weiterflugtickets in das Nachbarland Costa

Ricas gebucht. Den Gesetzen war Genüge getan.
Nach dem Weiterflugticket hat uns später niemand gefragt!
Es wurde uns drei Monate später von der KLM erstattet.
Mit gemischten Gefühlen saßen wir bald darauf im Flugzeug, nippten an einem Drink und sahen, wie unsere alte Heimat unter uns in den Wolken verschwand.
Erst drei Jahre danach sollten wir sie wiedersehen.

Unsere Blechkiste

Ein junges, deutsches Paar holte uns in San José vom Flughafen ab und brachte uns für die erste Nacht in einem Privathaus unter. Wir hatten sie auf dem Telefonweg bereits von Deutschland aus kennengelernt und waren jetzt natürlich froh, nicht ganz allein die ersten Schritte in der neuen Umgebung unternehmen zu müssen.
Nicht nur das Land, auch die spanische Sprache war uns noch fremd, so daß wir die Hilfe der jungen Leute gern in Anspruch nahmen.
Der zweite Tag führte uns mit dem PKW eine atemberaubend schöne Route entlang. Über die zentrale Bergkette ging es aus dem Hochland hinunter an den Pazifik. Die gemäßigten Temperaturen der Costa Ricanischen Bergwelt wechselten in das warme und feuchte Klima am Großen Ozean über.
In Jaco, direkt am Pazifik gelegen, hatten wir fürs erste Quartier gemacht, um uns in Ruhe an die neue Umgebung und das ungewohnte Klima zu gewöhnen.
Um eine neue Existenz zu gründen, hatten wir uns einen Zeitrahmen von einem Jahr gesetzt. Damit sollte vermieden werden, unser nicht gerade üppiges Kapital nur zur

Urlaubszwecken auszugeben.
Jaco, ein kleines Städchen, oder wenn man will, kann man es auch ein großes Dorf nennen, bot für den Anfang alles was wir zum Eingewöhnen benötigten. Hier, direkt am Strand, bezogen wir ein Zimmer in einem kleinen Hotel unter Schweizer Management. Der Ort ist ein Zentrum für den lokalen Tourismus aus dem Hochland und zieht natürlich auch die vielen ausländischen Besucher aus aller Welt, insbesondere Wellensurfer, magisch an.

Die Bucht von Jaco

Für uns war es wichtig, zuerst einmal etwas Spanisch zu lernen.
Das Selbststudium in Deutschland hatte doch nicht gereicht und so nahmen wir Unterricht bei einer Dame aus Uruguay, die deutscher Abstammung war, in Costa Rica lebt und nebenher fünf Sprachen fließend beherrscht.
Das wenige Geld, das sie uns für den Unterricht berechnete konnte sie gut gebrauchen, da sie nach gescheiterter Partnerschaft allein dastand und in totaler Armut lebte.
Maren hatte das Pech, oder auch Glück, gleich zwei Sprachen auf einmal lernen zu müssen, da das Unterrichtsmaterial nur in englisch vorlag.
Jaco war auch eine gute Schule für das Leben in Zentral Amerika. Wir lernten nicht nur den Umgang mit dem Ticospanisch, das sich doch von dem Hochspanisch unterscheidet, sondern auch den Umgang mit der einheimischen Mentalität, sowie den vielen Ausländern, die hier ihr Glück versuchen wollten.
Bei den meisten sollte es bei dem Versuch bleiben, da man ohne ausreichendes Kapital auch in einem Drittweltland nicht

lange über die Runden kommt.
Auf unseren Container mußten wir noch eine Weile warten. Er sollte am 07. Dezember in Limon, der Hafenstadt an der Karibikküste Costa Ricas, eintreffen. Der, von uns beauftragte Zollagent teilte uns auch die pünktliche Ankunft mit, so daß wir uns mit dem Bus auf den Weg machen konnten, um unsere Habe einzuklarieren und den, im Container befindlichen Geländewagen abzuholen.
Diese Aktion wurde zu unserer ersten großen Belastungsprobe in Zentralamerika.
Entgegen den Auskünften in Deutschland, mußten wir alles, selbst unsere alten Bücher, verzollen. Für den Wagen wurde fürs Erste ein zeitlich begrenztes Touristenvisum beantragt, was die Bezahlung der Einfuhrsteuer um ein halbes Jahr hinaus schob.

„ Wo sind denn die Kennzeichen Ihres Autos? “, fragte der Zollbeamte.
Unsere Erklärung, daß ein abgemeldetes deutsches Fahrzeug keine Kennzeichen hat, stieß auf vollkommenes Unverständnis.

„ So etwas gibt es nicht!“, hieß es und wir wurden fort

geschickt, das Problem aus der Welt zu schaffen.

„Keine Sorge!“, meinte der örtliche Beauftragte unseres Agenten, „kommt morgen vormittag wieder“.

Am zweiten Tag, in der nicht gerade ansprechenden Stadt Limon, standen wir am späten Vormittag wiederum in dem stickigen Agentenbüro und staunten nicht schlecht.

Für den stolzen Preis von 5000 Colones hatte man uns ein USA Kennzeichen des Staates Alabama „besorgt“.

„Hauptsache der PKW hat ein Kennzeichen, woher, ist den Zöllnern egal“, meinte der Agent.

Ein letzter Gang zum Zoll brachte dann auch endlich die Freigabe des Wagens.

Der festgelegte Einfuhrwert wurde aber nicht etwa anhand der vorgelegten Kaufquittung und des Vertrages festgelegt. Nein! Weit gefehlt. Eine deutsche, vier Jahre alte „Schwacke-Händler-Einkaufsliste“ wurde als offizielle Referenz herangezogen.

Die Bundesrepublik Deutschland hatte uns noch nicht aus ihrer Umklammerung losgelassen und mit dieser Liste für einen wesentlich höheren Wert des Fahrzeugs gesorgt.

Der Container stand mitten in der prallen Sonne und wir hatten schon eine Vorahnung, wie es im Innern aussah.
In Begleitung eines Zöllners schritten wir zur Tat und schlossen die zwanzig Fuß lange Blechkiste auf.
Maren sorgte für etwas Ablenkung, während ich unseren „Hochzeitskaktus“ schnell hinter die Containertür beförderte. Dem Kaktus, ein Hochzeitsgeschenk und genau so alt wie unsere Ehe, war gesetzlich die Einreise in das Land nicht erlaubt. Er sollte aber unbedingt unser weiteres Leben begleiten. Musste nicht dieser Zollbeamte ausgerechnet hinter die geöffnete Containertür schauen! Er hatte aber ein Herz für unser Anliegen und den Kaktus. Anstatt ihn zu konfiszieren und dem Verbrennungstod auszuliefern, gestattete er uns, ihn mit Wasser zu versorgen und schnell wieder im Container zu verbergen.
Nette Menschen hat es hier!
Die Polster des Geländewagens hatten, im Innern des Containers, die Farbe von beige, in ein grau-grün gewechselt. Alles war mit Schimmel überzogen. Nach vier Stunden harter Arbeit in sengender Sonne, hatten wir den PKW aus dem

Container befreit, die entladenen Batterien mit einem Starthilfekabel überlistet, waren durch die Desinfektionsanlage gerollt und endlich auf der Straße.
Geschafft!!
Nach drei Tagen Limon wollten wir nur noch eines: nichts wie weg von hier und ab an den Pazifik, zurück nach Jaco.
Für den Container fanden wir in San José einen sehr günstigen und sicheren Abstellplatz bei einer Spedition. Dieser Sorge waren wir enthoben!
Nun konnte es endlich losgehen, das Land zu erforschen.
Costa Rica; was für ein wunderschönes Land!
Die tropische Natur in all ihrer Vielfalt hatte uns in kurzer Zeit in ihren Bann gezogen und regelrecht tropensüchtig gemacht.
Fast ein Jahr lang zogen wir mit dem mitgebrachten Geländewagen durch dieses herrliche Land am Isthmus beider Amerikas. Abwechslungsreich war das Leben, viele interessante Menschen aller Couleur haben wir in dieser Zeit kennengelernt. Die Fahrten führten uns von der Halbinsel „Osa“, an der Grenze zu Panama, bis nach „Peñas Blancas“, an die Grenze zu Nicaragua. Wir haben uns die Bergketten des

Zentralmassivs mit den noch aktiven Vulkanen, wie auch die karibische Küste, mit ihrem kontrastreichen Leben, ausgiebig angesehen.

Kleine Reparatur am Strand

Auf der Halbinsel Osa

Eine Naturkatastrophe ganz besonderer Art haben wir dort, an der Karibik, direkt und hautnah miterlebt. Der Respekt vor Mutter Natur und unser Unverständnis des menschlichen Handels ihr gegenüber, haben in diesen wenigen Tagen bei uns enorm zugenommen.
Auf unserer Reise mit dem Geländewagen waren wir das zweite Mal, nach Ankunft des Containers, an die Karibikküste Costa Ricas gereist. Wir wollten uns auch dieses, gänzlich anders geartete Gebiet Costa Ricas, genau ansehen.
Über das gebirgige Rückgrat des Landes ging es hinunter in das feuchte „Bananenland“ am karibischen Meer.
Um Limon, dem uns wohlbekannten Karibikhafen, machten wir diesmal einen Bogen und fuhren gleich die Küste entlang, bis nach Cahuita. Dort fanden wir eine gemütliche Unterkunft bei einem deutschen Paar, das ein kleines Hotel-Restaurant betreibt.
Der an den Rollstuhl gebundene Besitzer fungierte auch als Koch in seiner blitzsauberen Küche und servierte uns eine „karibische Spezialität“ der Extraklasse:
ff-Currywurst, wie wir sie besser in Deutschland noch nie

gegessen hatten!
Man kann sich jedoch nicht die ganze Zeit mit currywurstessen vertreiben. Es ging bald darauf weiter die Küste entlang.
Bis an die Panamesische Grenze, Touristen waren kaum noch auszumachen, ging die Fahrt.
Die Bananenplantagen „Chiquitas“ reihten sich aneinander, bis die Straße an der Brücke zu dem Nachbarstaat aufhörte.
Es sieht hier, an der Grenze, wirklich aus wie im „Niemandsland“.
Alles wirkt irgendwie verwahrlost, als wäre die Zeit spurlos an diesem Teil der Welt vorbeigegangen. Zum Bleiben hat uns diese Grenzregion absolut nicht animiert und mit dem Auto konnten wir nicht nach Panama hinüber. Es geht nur zu Fuß über die Brücke der Bananentransportbahn. So machten wir uns auf den Rückweg nach Cahuita, wo unsere Quartierssuche, nach einer Zwischenübernachtung bei Schweizern, wieder bei den beiden Deutschen endete.
Es sollte noch einmal Currywurst sein!
Der folgende Abend wurde sehr gemütlich, um nicht zu sagen feucht-fröhlich, wobei wir ein anderes deutsches Paar

kennenlernten, daß ebenfalls dort zum Essen eingekehrt war. Es wurde beschlossen, zusammen den Rückweg nach San José anzutreten. Ein weiteres Paar, mit eigenem Wagen, schloss sich unserem Vorhaben an, wobei wir als Pfadfinder agierten, da die Reise über eine Route gehen sollte, die die beiden nicht kannten. Sie mussten ihren Rückflug nach Europa erreichen und waren etwas unter Zeitdruck.
Am Morgen des Abreisetages setzte dann der große Regen ein! Ein Hurrikan war quer über Panama in den Pazifik gezogen und sorgte für Regenfälle, wie man sie sich in Europa nicht vorstellen kann. Die einzelnen Tropfen waren kaum zu erkennen; der Regen war wie ein donnernder Wasserfall. Binnen Stunden schwollen die Flüsse zu gewaltigen Strömen an, die alles, was sich ihnen in den Weg stellte, überfluteten, oder hinwegschwemmten. Die Regenzeit hatte eigentlich noch nicht eingesetzt, so daß die Flussmündungen noch durch Sandbarren verschlossen waren. Diese Barren öffnen sich normalerweise langsam nach Einsetzen der Regenzeit und entlassen das Wasser in das karibische Meer. Diese „Verstopfung“ führte, es sollte für Tage in Strömen gießen, zu

einem gewaltigen Wasserrückstau mit verheerenden Folgen. Auf dem Weg nach Limon fuhren wir schon teilweise über eine überflutete Straße. Hinter Limon, rechts und links die bis zu den Spitzen der Pflanzen im Wasser stehenden Bananenplantagen, ging nichts mehr. Die Polizei ließ niemanden weiterfahren, auch die Fahrzeuge mit Allradantrieb mussten umkehren.
Wir sahen noch, wie unterhalb der Brücke, die gesperrt worden war, ein am Flussufer gelegenes Restaurant von den Fluten in Minuten verschluckt und fortgespült wurde, dann machten wir uns auf den Rückweg nach Limon.
An den Straßenrändern standen die „Ticos“ mit ihrer gesamten Habe in Plastiktüten verpackt. Mehr konnten sie in der knappen Zeit nicht bergen. Das Wasser war zu schnell gestiegen und hatte alle im Schlaf überrascht. Die bevorstehende Notlage war unübersehbar.
Die Nacht verbrachten wir drei Paare in einem halbwegs trockenen Hotel und machten uns sehr früh wieder auf den Weg nach San José. Der Regen trommelte weiter ununterbrochen auf das Wagendach und das arg

mitgenommene Land.
Die bereits bekannte Brücke sollte wiederum der erste Halt auf dieser Fahrt werden. Von einer Straße war bis dorthin nichts zu sehen gewesen. Man ahnte nur, wo sie war, da nach rechts und links die überflutete Böschung zu den Bananenfeldern abfiel und die Spitzen der Pflanzen noch zu sehen waren. Immer schön in der Mitte zwischen den Bananen fahren, hieß die Devise.
Der Polizeiposten der Sperre ließ uns, nach einigem diskutieren, als Allradfahrzeug weiterfahren. Allerdings auf eigenes Risiko und mit dem Zweifel, daß die Straße durchgehend befahrbar sei.
Es ging eine Weile gut. Die Freude es geschafft zu haben, kam aber zu früh. Ein gewaltiger Bergrutsch, ein kompletter, fünfzig Meter hoher Hügel war zu Tal gerutscht, hatte die Straße, wie auch Fahrzeuge und Menschen unter sich begraben, stoppte die Fahrt erneut. An ein Weiterkommen war hier für die nächsten Tage nicht zu denken.
Unsere Mitfahrer mussten aber weiter!
Nach vielen Stunden Wartezeit wurde eine Schneise für

Allradfahrzeuge geschoben, die zwar nicht wieder auf die Straße zurück, aber immerhin weg von dem Bergrutsch, weiter hinein in die Berglandschaft führte.
Wir wollten es versuchen. Ein Studium der Karte zeigte zwar keine Straßen heraus aus der Misere, aber einige Wege waren eingezeichnet.
Wozu hatten wir einen geländegängigen Wagen!
Herr „Nissan“ hätte bestimmt einiges an dem Fahrzeug anders konstruiert, hätte er gewusst, wo wir entlang fahren würden. So hat er wahrscheinlich nur die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und uns viel Glück gewünscht. Wege, die für den grössten Teil des Jahres als Bachbetten genutzt wurden, ganzjährige Schlammbäder, Geröllhänge mit Steinschlägen, direkt vor dem Wagen abrutschende Wege, waren unsere Piste.
Viele der Fahrzeuge, die uns gefolgt waren, hatten aufgeben müssen, oder quittierten einfach den Dienst.
Am Ende des zweiten Tages hatten wir uns fast aus der unmittelbaren Gefahrenzone herausgearbeitet, als doch noch eine Übernachtung eingelegt werden musste.

Unsere Begleiter waren fast verzweifelt, denn ihr Flieger ging am nächsten Nachmittag nach Europa. Erreichen konnte man telefonisch niemanden, um den Flug zu bestätigen oder umzubuchen. Sämtliche Verbindungen waren ausgefallen und die Menschen hatten mit sich selbst auch genug zu tun.
Auf gut Glück fuhren wir weiter zum Airport.
Ende gut, alles gut!
Drei Stunden vor Abflug konnten wir ein erschöpftes aber glückliches Paar am Flughafen San José entlassen und uns selbst auf den Rückweg zum Pazifik machen.
Die beiden werden viel zu erzählen gehabt haben, auf ihrem Rückflug in die „Alte Welt“.
Jaco war noch voll mit den Auswirkungen des Sturmes beschäftigt. Es regnete in Strömen, die Wasserversorgung fiel für Tage aus und Strom gab es auch nur etappenweise.
Dies waren schöne Urlaubsaussichten für unsere Kinder, die uns bald besuchen wollten.
Auf der Suche nach etwas mehr Sonnenschein, fuhren wir in die Provinz Guanacaste, die ein gänzlich anderes Klima aufweist, als der Rest des Landes. Hier ist es, bis auf die

Regenzeit, staubtrocken und noch ein wenig wärmer als im übrigen Land.
Beinahe wäre die Suche nach einer neuen Existenz hier in der Provinz Guanacaste schon zu Ende gewesen. Wir wollten ein großes Motorboot kaufen, mit dem touristische Touren auf dem Pazifik gemacht werden sollten. Der Kauf befand sich schon in der Endphase. Ein Rechtsanwalt hatte den Auftrag eine Firma für uns zu gründen, als alles wie eine Seifenblase zerplatzte. Die Herkunft des Schiffes, wie auch die Eigentumsverhältnisse stellten sich plötzlich als reichlich dubios heraus. Da Schiffe, als auch Kraftfahrzeuge, in Costa Rica wie eine Immobilie behandelt werden, war uns die ganze Geschichte zu riskant und wir zogen uns aus dem Kauf zurück. Wahrscheinlich zu unserem Glück.

Das Boot

Die Suche nach einer neuen Heimat wurde jetzt auf fast ganz Zentralamerika, inklusive Mexiko ausgedehnt.
Es wurden Panama, Belize, die pazifische Küste Mexikos und Honduras besucht.
Aus Mexiko ist uns eine Episode ganz besonders im Gedächtnis geblieben, da sie sich wie ein Slapstick anlässt.
Wir hatten uns auf dem Flughafen von Mexiko City einen VW Käfer gemietet, mit dem wir die pazifische Küste bis nach Baja California abgefahren sind. Auf dem Rückweg, wieder entlang der Pazifikküste, fuhren wir gut gelaunt die Landstraße entlang auf die Mitte von „Nirgendwo“ zu. Eine der zahlreichen Polizeisperren, diese Straße ist einer der Drogenwege nach Kalifornien und daher stark kontrolliert, tauchte nach einer langgestreckten Kurve vor uns auf. Die Gegenfahrbahn stand voll mit gestoppten Pkw, LKW und Bussen.
Der Bus direkt vor uns machte Anstalten seine Fahrtgeschwindigkeit zu verringern, was eindeutig an dem Aufleuchten seiner Bremsleuchten zu erkennen war. Wir trachteten es ihm gleichzutun und traten gefühlvoll das Bremspedal unseres schon arg in Mitleidenschaft genommenen

Käfers.
Unsere großen Augen hätte man im Bild festhalten sollen, als nichts geschah. Groß wie Suppentassen müssen sie gewesen sein. Wie in einem Actionfilm wurde die Bremse mehrmals ohne Erfolg betätigt.
Es ging um Sekunden.
Vor uns der Bus, die Gegenspur blockiert, rechts ging es einen Felsen hoch und links neben der Straße stand eine Einheit der Mexikanischen Special Forces in ihren schwarzen Kampfanzügen. Also Gas weg und nichts wie hinein in die Polizeiabsperrung. Was die Herren der mexikanischen Autorität von dem Wagen dachten, der sich ihnen unaufhaltsam näherte, haben wir nicht erfahren. Ungefähr zwanzig auf uns angelegte automatische Waffen ließen unsere gute Laune im Nu verfliegen und den Wagen mitten zwischen die Leute lenken. Dort kamen wir endlich, mit polizeilicher Bremshilfe, unter einem großen Baum zum Stehen. Die Läufe der Waffen senkten sich, als man unsere Lage erkannte und man schob uns sofort aus der imaginären Schusslinie der Straßenblockade.

Unsere Anspannung legte sich langsam, nachdem wir unbeschadet diesem sich anbahnenden Chaos entkommen waren.
Ein Bremsschlauch war wahrscheinlich von einem Stein zerschlagen worden und die Bremsflüssigkeit unbemerkt ausgelaufen.
Nun war guter Rat teuer.
Wir befanden uns fernab jeglicher Versorgung und der ADAC war weit. Einer der Offiziellen der Straßenblockade kam zu uns, erkundigte sich nach dem Woher und Wohin und ließ sich die Pässe zeigen. Wieder gereichte uns unsere Nationalität zum Vorteil. Als der Polizist las, daß wir aus Deutschland stammen und hörte, daß wir spanisch sprechen, setzte eine Welle der Hilfsbereitschaft ein. Ein Mann wurde mit dem Jeep in das nächste Dorf geschickt um irgend etwas auf die Beine zu stellen. Eine Stunde später kam er mit einem abenteuerlich aussehenden mexikanischem Campesino zurück, der sich sofort ungefragt an die Arbeit machte.
In dem Bündel, das er mitbrachte, hatte er ein Stück Bremsleitung, eine Zange, eine kleine Säge, Bremsflüssigkeit

und ein Werkzeug zum Vorbereiten einer Rohrverbindung. Man merkte, daß Improvisieren hier zum täglichen Brot gehört. Nach einer Stunde Arbeit in der glühenden Sonne, war der Schaden behoben und wert, als Arbeitsmuster in das Deutsche Museum in München aufgenommen zu werden. Die Verbindung hielt unbeschadet bis zurück nach Mexiko City und es würde uns nicht wundern, wenn der Wagen noch heute mit dieser Bremsleitung unterwegs ist.

Den Preis für seine Arbeit konnten wir nicht akzeptieren und rundeten ihn dankbar großzügig nach oben auf. Wir fuhren den sympathischen Mexikaner in sein Heimatdorf, nicht ohne eine große Ehrenrunde durch das Dorf zu drehen, um ihm Gelegenheit zu geben, mit den deutschen „Gringos“ gesehen zu werden.

Wieder einmal haben wir die herzliche Gastfreundschaft und selbstverständliche Hilfe am eigenen Leibe erfahren und fragten uns, ob wohl ein Mexikaner bei uns zu Hause in Deutschland die gleiche Behandlung erfahren hätte?

Lassen wir diese Frage doch ganz einfach im Raume stehen.

Ein Käfer in der Wüste

Mexikanische Pazifikküste

Auf dem Rückflug von Mexiko City nach Costa Rica trafen wir unsere Kinder im Flugzeug. Sie waren auf dem Weg nach Costa Rica, um ihren Jahresurlaub mit uns zu verbringen. Dieses Zusammentreffen hatten wir natürlich geplant und das Reisebüro veranlasst, uns Plätze direkt hinter Saskia und Sören zu reservieren. Die beiden wussten nichts davon. Die Überraschung war natürlich um so größer, als die Eltern, nach dem Start des Flugzeuges in Mexiko, beide Kinder hatten nichts bemerkt, plötzlich vor ihnen auftauchten.
Viel hatten wir uns schon auf dem Flug zu erzählen, schließlich hatten wir uns eine lange Zeit nicht gesehen und die Sehnsucht war groß gewesen.
Wir verbrachten einen herrlichen Urlaub, der nur durch das frühe Einsetzen der Regenzeit am Pazifik getrübt wurde. Kurzentschlossen lösten wir den Mietvertrag des Appartements auf und flohen in den trockenen Teil des Landes, Guanacaste und an den Vulkan Arenal.
Hier hatte der Urlaub unserer Tochter ein jähes Ende. Sie litt sehr unter einer Sonnenallergie und man riet ihr, die betroffenen Hautpartien des Nachts mit Limonensaft

einzureiben. Der Erfolg dieser Behandlung war so groß, daß Saskia die Behandlung auch am Tage weiterführte. Nur an die Tropensonne hat sie dabei nicht gedacht. Limonensaft entfettet die Haut und führt binnen kurzer Zeit zu einem Sonnenbrand. Hier in den Tropen waren es aber schon Verbrennungen zweiten Grades, die sie sich in kürzester Zeit zuzog. Sie musste zum Arzt. Die nette Ärztin in Fortuna, dem Ort am Vulkan Arenal, versorgte sie mit den notwendigen Medikamenten und trug sofort Hühnereiweiß auf die verbrannten Stellen auf. Diese Behandlung werden wir uns für die Zukunft gut merken.
Trotz der sofortigen Behandlung hatte unsere Tochter, noch Monate nach ihrer Rückkehr nach Deutschland, an diesen Verbrennungen zu laborieren. Narben hat sie zum Glück nicht nachbehalten.
Fazit: Wenn schon Limonensaft, dann nur des nachts oder in den „Cuba Libre“.

Unser Touristenvisum für Costa Rica war abgelaufen und musste erneuert werden. Zu diesem Zweck, solange man nicht im Besitz der offiziellen Aufenthaltsgenehmigung ist, muss das

Land für drei Tage verlassen werden, um anschließend wieder für einen weiteren Zeitraum einreisen zu dürfen.
Die neuen Bekannten aus Cahuita hatten uns von den Inseln des „Boca del Torro“, eine große Mangrovenlagune an der Karibikküste Panamas vorgeschwärmt. Wir sollten sie uns unbedingt ansehen, so ihr Vorschlag, und gleichzeitig für frische Einreisestempel in unseren Pässen sorgen. An diesen Rat erinnerten wir uns, nachdem unsere Kinder abgereist und die Reisepässe zur Ausreise mahnten.
Mit dem Auto ging es wiederum an die Karibikseite nach Cahuita, wo wir nach einer Übernachtung, wir haben diesmal keine Currywurst gegessen, mit dem Bus weiter an die Grenze fuhren.
Den PKW konnten wir in der sicheren Obhut unserer Bekannten zurücklassen.
Zu Fuß ging es über die Eisenbahnbrücke hinüber nach Panama. Drüben angekommen nahmen wir uns, wie geraten, ein Taxi zur nächsten Kleinstadt. In Changuinola, ein bereits von der allgegenwärtigen amerikanischen Armee geprägtes Provinznest mit unzähligen Duty-free Geschäften ging es mit

dem Bus weiter zum Bananenhafen Almirante. Er ist ebenfalls der Versorgungs- und Fährhafen für die Hauptinsel Colon mit dem Ort Bastimentos der Chirici Lagune in der Provinz „Boca del Torro“.
Bereits hier fühlten wir uns um 100 Jahre zurückversetzt. Es sollte aber noch besser kommen!
Nachdem wir, begleitet von einer großen Gruppe amerikanischer Touristen, auf Isla Colon abgesetzt worden waren, standen wir auf der „Promenade“ der Insel, der einzigen Straße der Insel und ungefähr einen Kilometer lang.
Die kleine Ortschaft war im karibischen Stil der Jahrhundertwende gebaut und bestand vorwiegend aus Holzgebäuden. Nicht nur der Baustil repräsentierte das ausklingende 19. Jahrhundert, die Häuser waren wirklich so alt und der Zustand entsprechend. Wir entschieden uns für ein Hotel, in dem man nur zwei Zimmer weit die Nachbargeräusche hören konnte. Dieser Komfort sollte aber bald einen kleinen Dämpfer erhalten, als um 20.00 Uhr, gegenüber auf der anderen Straßenseite, der dortige alte Holzschuppen geöffnet wurde. Dieser entpuppte sich als

örtliche Disko und schloss pünktlich zum Frühstück, am nächsten Tag, seine Pforten.
Man musste sich schon einen kräftigen Rausch antrinken, um in den Nächten eine Mütze voll Schlaf zu bekommen.
Im Jahre 1996, dem Jahr unseres Besuches, lag Boca del Torro noch in einem touristischen Tiefschlaf. Ein Paradies für eine, aus aller Welt hierher gespülte Gesellschaft von Outlaws und Müßiggängern jeglicher Couleur. Die Reize dieser karibischen Lagunenlandschaft waren zweifelsohne in der Natur zu suchen, die sich, auf grund der Abgeschiedenheit dieser Region, noch relativ ungestört präsentierte.
Für die amerikanischen Touristen, die mit uns auf die Insel kamen, war der Aufenthalt aber eine Katastrophe. Sie mussten, ob sie wollten oder nicht, drei Tage auf Colon bleiben. Den, von zu Hause gewohnten Service gab es hier nicht einmal ansatzweise. Bereits nach einem Tag, länger brauchte es nicht, bis jeder jeden kannte und man sich auf der Straße grüßte, wurden die noch verbleibenden Stunden gezählt.
Was mag der Reiseveranstalter diesen, vorwiegend älteren Menschen über ihr Reiseziel erzählt haben?

Am Morgen ihres Abreisetages jedenfalls, wurden wir schon beim Frühstück von einer Schar begeisterten Amerikaner zu Abreisedrinks eingeladen. Der große Moment war nahe; sie konnten bald die Insel verlassen und waren in ausgelassener Stimmung.
Für uns war es auch an der Zeit zurück nach Costa Rica zu fahren. Der Drei-Tage-Aufenthalt zur Erneuerung des Einreisestempels war um und viel hielt uns ebenfalls nicht länger an diesem Ort.
Sieben Jahre später, so berichteten uns Bekannte, hat sich die weltabgeschiedene Lagune zu einem touristischen Ziel entwickelt, in dem selbst eine Marina nicht fehlt.
Die Zeit bleibt eben nicht stehen, auch in Panama nicht.

Zurück zu unserer Heimatsuche.
Was lange währt, wird endlich gut.
Auf der Insel Roatán, vor der Nordküste Honduras gelegen, war unsere Suche, fast auf den Tag genau ein Jahr nach unserer Abreise aus Deutschland, zu ende.
Zwei Wochen hatten wir diese wunderschöne Insel, die zu den „Bay Islands“ oder auf spanisch „Islas de la Bahia“ gehört, mit dem Leihwagen regelrecht abgegrast. Fast jeden Grundstücksmakler haben wir in dieser Zeit kennengelernt. Nachdem wir die Insel ausgiebig erkundet, viele persönliche Gespräche mit den auf der Insel lebenden Einheimischen und Ausländern geführt hatten, stand fest, daß nur der Westteil Roatáns, mit seinen karibischen Stränden für uns in Betracht kam. Nur hier war eine gewisse touristische Infrastruktur zu erkennen, die wir benötigten, um unser Einkommen für die Zukunft sicherzustellen.
In der letzten Woche, vor der geplanten Rückreise nach Costa Rica, fuhren wir zum wiederholten Male mit „Wassertaxi“ zum baden nach „West Bay“. Den schönen Tag wollten wir noch einmal am Strand genießen und die Seele baumeln lassen. Die

Schönheit dieses Ortes, beschreiben am besten die wohlbekannten Prospektbilder der Reiseveranstalter. Schneeweißer Strand, türkis blaues, unbewegtes Wasser mit einer Temperatur von bis zu 29 Grad, sich im Passatwind wiegende Kokospalmen und kaum Menschen.

West Bay Beach, Roatán 1996

Als wir am Nachmittag durch das Hinterland dieses „Paradieses“ bummelten, standen wir vor einem